



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Niemann, August: Lorbeer : Erzählung : (Fortsetzung)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Sorbeer

Erzählung von August Niemann

(Fortsetzung)

5



err Nestel arbeitete fleißig an seinem Roman, vergaß aber darum das Haus des Professors Mantilla nicht. Saquenetta hatte doch einen eigentümlichen Eindruck auf ihn gemacht. Er mußte viel an sie denken, und es war ihm, als erzeugte ihre Anwesenheit Gedanken in ihm, während er sich zugleich getrieben fühlte, ihr zu widersprechen. Denn ihre Anschauungen und ihre ganze Natur waren der seinigen gerade entgegengesetzt. Er lobte das Huhn à la Marengo, zu dem er eingeladen worden war, und war bald ein Hausfreund geworden, den weder der Vater noch die Tochter entbehren mochte.

Einmal klagte Saquenetta, daß sie mit Sorgen in die Zukunft blicke. Ihr Vater habe sie nichts lernen und in keiner Kunst ausbilden lassen. Jetzt sei sie zwar bei ihm und mache sich ihm nützlich, aber spätere Zeiten könnten sie einmal empfinden lassen, wie schwer es für eine Frau sei, durch die Welt zu kommen, wenn sie kein Vermögen habe und auch nicht imstande sei, sich etwas zu verdienen.

Herr Nestel glaubte aus diesen Äußerungen schließen zu können, daß Saquenetta Lust habe, zu heiraten. Aber auf sich selbst bezog er ihre Pläne nicht, da er sich gar nicht für einen passenden Kandidaten hielt. Seine Existenz war viel zu unsicher, als daß er an Verheiratung hätte denken können. Er konnte zwar seine Rechnungen in der Pension bezahlen, aber weit darüber hinaus reichten seine Mittel nicht. Für seine bisherigen litterarischen Arbeiten hatte er noch nicht viel Honorar bekommen, obwohl er seit fünf Jahren schrieb und schon ein Bändchen lyrischer und satirischer Gedichte, ein halbes Duzend Novellen und zwei Romane veröffentlicht hatte. Etwaige zukünftige Erfolge ruhten noch im dunkeln Schoß der Zeiten.

Liebes Fräulein, antwortete er daher, ich habe zu Ihren spätern Tagen unbedingtes Vertrauen. Sie werden sich immer gut zu stellen wissen.

Wieso? fragte sie. Das klingt ja sonderbar.

Ich meine, es ist so viel Vernunft in Ihnen. Sie sind kaum zwanzig Jahre alt, und dabei haben Sie etwas gesetztes, etwas sicheres, etwas umsichtiges, wie ich es mir für meine Person wohl wünschte. Sie kommen mir vor wie ein elektrisches Licht, während ich mir selbst wie ein Strichlicht vorkomme.

Meinen Sie das weiße elektrische Licht, das zuweilen ausbleibt? fragte sie.

Nein, ein stetiges Licht, das immer in derselben Weise ruhig leuchtet. Diese Ruhe ist die Bedingung des Glücks.

Ach, Glück! rief sie. Ich bin vom Glück weit entfernt, weil ich alles so klar erkenne und mir keine Illusionen mache.

Das Glück, das aus Illusionen stammt, ist trügerisch.

Sie verstehen mich recht gut. Ich meine, weil ich mir keine Illusionen mache, sehe ich ein, daß ich niemals Glück haben werde.

Ach so! Das können Sie aber doch gar nicht wissen. Wie denken Sie sich denn das Glück? Ich vermute, Sie sehen es unter dem Bilde eines lebenswürdigen, wohlhabenden Gatten, der einen schönen Titel hat, Ihnen eine Equipage und einen Logenplatz hält und Ihnen Diamanten schenkt.

Nun ja, warum nicht? Das wäre ein ganz annehmbares Glück.

Mit Betrübnis sehe ich Ihre Frivolität. Blicken Sie auf Ihren Herrn Vater! Er findet das Glück im Genuß der Kunst, im Genuß des Schönen.

Aber ich bin doch keine Künstlerin!

So sollten Sie es nicht auf dem Gebiete des Ästhetischen, sondern des Ethischen finden, im sittlich Schönen, in der Tugend.

Wenn ich nicht wüßte, daß Sie nur scherzen, so würde ich Ihnen das übelnehmen. Ich finde Sie heute recht langweilig. Kommen Sie mit! Begleiten Sie mich zu meinem Maler!

Zu Ihrem Maler? Von dem weiß ich ja noch gar nichts.

Sie sollten das Bild eigentlich erst sehen, wenn es fertig wäre. Aber ich möchte Ihre Ansicht doch schon jetzt hören. Das Bild ist etwas ungewöhnlich. Ich habe nur Herrn Dietrich zu Gefallen dazu gezeichnet.

Herr Nestel erinnerte sich, den Maler Dietrich einigemal hier angetroffen zu haben, und er machte sich mit dem Fräulein auf den Weg nach Charlottenburg. Es war ein schöner Frühlingsnachmittag.

Herrn Dietrichs Atelier lag im ersten Stock eines im Viereck um einen großen Hof gebauten Hauses, das ganz mit Malern, Bildhauern und Architekten angefüllt war. Herr Nestel war sehr überrascht, als er das Bild sah, zu dem Jaquenetta saß. Der Maler hatte etwas auf die Leinwand gebracht, was auf den ersten Blick unverstänlich schien. Im Dämmerlicht eines Urwalds kauerte an den Wurzeln eines Baumriesen, der von Lianen umrankt war, eine Frauengestalt in der Stellung einer Pietà. Diese Gestalt war teilweise in das Rankengewirr der Lianen hineingesunken. Sie hielt einen halbnackten toten Jüngling mit den Armen umschlungen, und am Halse des Jünglings war ein kleines Wundmal sichtbar. Das Weib sah mit großen, starren Augen über den Leichnam hinweg dem Beschauer ins Gesicht. Ein triumphirendes Lächeln umspielte ihre blassen Lippen, an denen zwei kleine Blutstropfen hingen. Große, schillernde Schmetterlinge umgaukelten das Haar. Herr Nestel erkannte mit Unbehagen, daß das Gesicht des Weibes die Züge Jaquenettas trug, und als er es länger ansah, wurde er mit Abscheu und Empörung erfüllt. Aus den Blättern ringsum lugten seltsame grelle Blüten, den Orchideen ähnlich, hervor, das Laub des Baumes war gelb und fahl, welkes Laub lag am Boden, nur die Schmaragdgrünprangten in frischem Grün. In der größten Liane erkannte Herr Nestel allmählich eine träge herniederhängende Riesenschlange. Ein wolkenloser, blauer Himmel schien auf all den Greuel herab.

Ich nenne das Bild „Der Vampyr“, sagte der Maler.

Nur der Kopf ist von mir, bemerkte Saquenetta.

Sie sind ein Schüler Böcklins, oder doch ein Böcklinianer, sagte Herr Nestel trocken Tones zu dem Maler.

Herr Dietrich richtete stolz den Kopf auf. Sie irren sich in mir, sagte er. Vielleicht erinnert Sie mein Kolorit an Böcklin, aber er ist spielerisch, er sieht ja nur Traumbilder. Oder finden Sie hinter seinen Meerungeheuern einen tiefen Sinn? Ich bin Symbolist.

Ich denke, Böcklin hat noch vieles andre gemalt als Meerungeheuer. Zum Beispiel die Fischpredigt des heiligen Franz, ein Bild, das sich in Berlin befindet, im Besitze des Musikalienverlegers Simrod. Das ist doch ein symbolisches Bild ersten Ranges.

Ich kenne es nicht. Ich habe keine Zeit, Privatsammlungen zu besuchen, habe es auch nicht nötig, mich anzuregen.

Schade, daß Sie es nicht kennen. Es ist eigentlich ein Doppelbild. Der obere Teil zeigt die Meeresküste und den hageren Anachoreten in Rednerstellung. Die Fische strecken die Köpfe lauschend empor, ein Hai dicht vor den Füßen des Predigers ganz andächtig, und ein paar dumme junge Fische im Hintergrunde gähnen. Das Unterbild zeigt die Szene nach der Predigt und den Meeresgrund. Der große Hai hat die Lehren vergessen und verschlingt die Fische, die oben gegähnt haben.

Herr Dietrich nickte herablassend. Also mein Bild gefällt Ihnen nicht, sagte er.

Wieso?

Weil Sie vor meinem Bilde von einem andern förmlich schwärmen.

Dann wandte er sich an Saquenetta: Wenn ich das Bild nicht an einen großen Kunsthändler oder Mäcen verkaufe, so stelle ich es Ihnen zur Verfügung, und dann wird es Ihr Herr Bräutigam ja wohl vernichten lassen.

Bräutigam? fragte Saquenetta.

Sie wurde rot und blickte Herrn Nestel starr an. In diesem Augenblick fiel ihm ihre Ähnlichkeit mit dem Vampyr auf.

Der Maler lachte laut. Ich dachte, die Herrschaften wären verlobt, sagte er. Für einen Bräutigam hätte es allerdings etwas unheimliches, das Fräulein Braut als Vampyr dargestellt zu sehen.

Da öffnete sich die Thür des Ateliers, und ein Mann in weißem Kittel trat ein, den der Maler als den Bildhauer Friedrich vorstellte. Herr Nestel machte dem ihm peinlichen Gespräch über das Gemälde ein Ende, indem er den Wunsch aussprach, das Atelier des Bildhauers zu sehen. Herr Friedrich führte die Gesellschaft hinüber.

Ich werde den Herrschaften meinen Entwurf zu einem Heinedenkmal zeigen, sagte er.

Herr Nestel staunte: Auf einem Felsen saß ein Weib, das sich das Haar kämmte, offenbar eine Lorelei. Sie war von jüdischem Typus. Unter dem Felsen kämpften versinkende Jünglinge mit den Wellen, und ein kräftiger Mann reichte ihnen die rettende Hand.

Wer ist dieser hilfreiche Herr? fragte Herr Nestel.

Habe ich ihn so schlecht getroffen? erwiderte der Bildhauer. Das ist der Rektor Ahlwardt, der die germanische Jugend retten will.

Ah so!

Die Kritik beschäftigt sich lebhaft mit meinem Entwurf. Eine Stimme

hat mich den Praxiteles des neunzehnten Jahrhunderts genannt. Das ist vielleicht etwas übertrieben, doch halte ich dieses Denkmal selbst für ein hochsymbolisches Werk, das seiner tiefen Bedeutung nach dem Bilde meines Freundes Dietrich an die Seite zu stellen ist.

Kennen Sie den Maler schon lange? fragte Herr Nestel, als er Saquenetta nach längerer Unterhaltung mit den beiden Künstlern dann zurückbegleitete.

Er ist ein Freund meines Vaters. Er ist auch Sozialist.

Er will aber doch seine Bilder an einen reichen Mäcen verkaufen.

Sie sind schlimm. Ist das Bild schlecht?

Das eigentlich nicht.

Weshalb sehen Sie mich denn so wild an?

Thue ich das?

Halten Sie mich vielleicht für einen heimlichen Vampyr?

Nein, Fräulein Saquenetta, Sie sind ein kluges Mädchen, und ich bin auch kein solcher blondlockiger Süngling wie der auf dem Bilde, an dem sich das Zutodeklaffen verlohnte. Ich weiß nicht, was das jetzt für eine Malerei ist. Symbolik! Realistik! Christus und die Apostel werden häßlich, elend, gedrückt, als wahre Lumpenkerle dargestellt. Wenn Uhde wenigstens dem Manne mit der spizen Nase und dem platten Kopfe, den er als Christus hinstellt, einen Trank und eine weiße Halsbinde gäbe! Nächstens wird man Kleopatra als alte Zigeunerhexe und Herkules als dürres Männchen malen, um Effekt zu machen.

Aber Sie haben mir doch selbst gesagt, Sie schrieben einen symbolischen Roman.

In anderm Sinne.

Auch wäre das alles doch gar nicht so unvernünftig. Die Bibel sagt, daß Christus und seine Jünger zu den Armen und Elenden gehörten. Kleopatra ist zu der Zeit, wo sie einen erwachsenen Sohn hatte und Antonius liebte, gewiß gelb und runzlig gewesen. Und Herkules war vermutlich nicht der Riese der Tradition; erst in der Neuzeit haben sich bei gesteigerter Kultur-entwicklung und richtiger Hygiene gesunde, starke Leiber ausbilden können. Die Rüstungen der mittelalterlichen Ritter sollen für die heutigen Herren viel zu klein sein.

Es ist niederschlagend, sagte er, wenn man von den bildenden Künstlern wie von den Schriftstellern immer wieder dasselbe Lied hört, das Lied vom Unverstand der Menge und dem Erfolg des Mittelmäßigen oder des Absonderlichen und Tollen.

Aber davon habe ich überhaupt noch nichts gehört, entgegnete Saquenetta. Ich kenne es nicht anders, als daß sich der Tüchtige emporarbeitet.

Das ist auch meine Überzeugung und Hoffnung, aber diese beiden Herren schienen mir andrer Ansicht zu sein.

Beide haben noch so gut wie nichts erreicht, sagte Saquenetta, und alle Künstler sind unzufrieden, so lange sie noch nicht berühmt sind. Aber ich glaube, daß es tüchtige Leute in jedem Berufe zu etwas bringen. Leicht ist das freilich bei der großen Konkurrenz heutzutage nicht, und am glücklichsten sind die, die eine feste Anstellung haben. Sie brauchen sich um nichts zu kümmern, sie kommen von selbst vorwärts, wenn sie nur ihre Pflicht thun. Und das ist doch nicht schwer, die Beamten brauchen sich nicht zu zerreißen.

Aber schon der Kaufmann muß sehr aufpassen und dreimal soviel arbeiten als der Beamte. Die Künstler aber haben es am schwersten.

Diese Rede des klugen Fräuleins verstimmte Herrn Nestel vollends, und er wollte schon heftig losbrechen. Aber er unterließ es und lachte nur fastisch in sich hinein.

6

Schon ein halbes Jahr wohnte Herr Nestel in dem Zimmer, wo die Wörter exerceise und Forbeer von der Wand herabgrüßten und mahnten. Er hatte jetzt seinen Roman beendet und ihm den Titel: „Strebende Geister“ gegeben. Nun ging er daran, das Manuskript zu verwerten.

Er war Hausfreund beim Professor Mantilla geblieben und hatte Saquenetta seinen Roman vorgelesen. Sie hatte achtungsvoll zugehört und ihn durch ihr Lob ermutigt. Obwohl sie ihn oft verstimmte, wie damals, wo sie den festen Beruf, den er doch vor kurzem erst aufgegeben, gegenüber freier Thätigkeit gerühmt hatte, hing er doch an ihr mit widerspruchsvollen Gefühlen. Ihr Lob galt ihm mehr, als ihm die Ansicht aller übrigen Leute hätte gelten können, denn er hielt sie für seinen Antipoden auf geistigem Gebiet und sagte sich, wenn sogar sie den Roman für gut hielte, müßte er gewiß wirkungsvoll sein. Überhaupt dachte er, des Junggesellenlebens müde, oftmals, es würde für ihn segensreich sein, wenn Saquenetta seine Frau wäre. Sie würden sich, meinte er, gegenseitig ergänzen. Schwebte er zu sehr in den Wolken, so wurzelte sie dafür fester im Boden. Die Erregung, die ihn leicht ergriff, legte sich gewöhnlich in ihrer Nähe, weil sie ein gar so wenig dankbares Publikum für leidenschaftliche Ergüsse bildete.

Er dachte sich, das Schicksal seines Romans sollte entscheiden. Verkaufte er die „Strebenden Geister“ zu einem guten Preise, so bot ihm das eine genügende Sicherheit für die Zukunft. Dann konnte er ein Mädchen ohne Vermögen heiraten. Daß ihn Saquenetta nehmen würde, glaubte er. Auch der junge Geigenspieler hatte ihm darüber beruhigende Andeutungen gemacht.

Herr Nestel schickte sein Manuskript an die Redaktion einer angesehenen Zeitschrift und erhielt es mit dem Bemerken zurück, es sei ungeeignet. Er schickte es an ein illustriertes Familienblatt und bekam die Antwort, der Roman würde sich nur für Buchverlag eignen. Er ging zu drei Verlegern nach einander und wurde abgewiesen. Diese Vorgänge versetzten ihn nach und nach in einen qualvollen Gemütszustand. Er hatte Sachen leicht angebracht, die er für unbedeutender hielt als diesen großen Roman, und nun hatte er mit diesem Hauptwerke keinen Erfolg! Acht Wochen waren unter vergeblichem Suchen vergangen, er hatte die ganze Zeit vor Aufregung nicht arbeiten können.

Da schrieb ihm eines Tages ein litterarischer Agent und verlangte ein Werk von ihm. Herr Nestel schickte ihm sein Manuskript, und schon nach drei Tagen schrieb ihm der Agent, der Roman sei brillant, und es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn nicht ein gutes Honorar herauszuschlagen wäre.

Herr Nestel war sehr erfreut. Merkwürdig, sagte er sich, dieser Mann schreibt eine so häßliche Hand. Die Schrift ist fast genau so wie die des Zahlmeisters von meinem frühern Regiment, der wegen Betrugs eingesteckt wurde. Da sieht man, daß es mit der Graphologie nichts ist.

Er besuchte den Agenten und erzählte von seinen bisherigen Erfolgen und Mißerfolgen. Der Agent lächelte und meinte, die Verleger hätten die frühern

Arbeiten genommen, weil diese nicht nur gut gewesen, sondern auch von einem Autor eingesandt worden seien, der es nicht nötig gehabt habe, zu schreiben. Vielleicht hätten sie auch auf gesellschaftlichen Verkehr gehofft. Jetzt aber, wo der Autor nicht mehr die Uniform trage und auf Erwerb angewiesen sei, zeigten sich die Verleger und Redaktionen schwieriger.

Diese Erklärung machte Herrn Nestel blaß vor Wut.

Das Werk ist glänzend, ein wahres Meisterwerk, sagte der Agent. Sie haben bereits einen angesehenen Namen in der Litteratur, Herr Hauptmann, dieser neueste Roman wird Sie berühmt machen.

Herr Nestel atmete auf, neue Zuversicht erwachte in ihm.

Wollen Sie mir das Manuskript kommissionsweise zum Vertrieb überlassen, oder wollen Sie mir es fest verkaufen?

Ja, fragte Herr Nestel, hätten Sie denn den Mut, den Roman zu kaufen?

Gewiß. Wenn Sie keinen allzu hohen Preis stellen. Mehr als dreitausend Mark könnte ich nicht dafür anlegen. Wollen Sie mir dafür den Roman mit allen Rechten überlassen?

Gern, sprach Herr Nestel hoch erfreut. Ich bin sehr zufrieden, mit einem Manne zu thun zu haben, der Vertrauen zu meiner Arbeit hat.

Er drückte dem Agenten die Hand, nachdem dieser versprochen hatte, die dreitausend Mark nach drei Monaten zu bezahlen, und diese Abmachung gleich schriftlich aufgesetzt worden war.

Merkwürdig, sagte er sich, der Mann hat gerade so ein kleines gelbes verdrücktes Gesicht wie der Falschspieler, der damals nach dem Rennen in Charlottenburg entlarvt wurde. Da sieht man, was für ein Unsinn die Physiognomik ist!

Zu Hause blickte er wieder auf das Wort Vorbeer. Es fängt an zu tagen, sagte er sich. Das Licht erscheint. Endlich ein Mann von Verstandnis!

Er atmete tief auf, als ob ihm eine Last von der Brust gewälzt wäre.

Das ist ein ausgezeichnete Mann, fuhr er in seinem Selbstgespräch fort. Er ist ein Geschäftsmann, er sucht seinen Vorteil, er will an dem Roman verdienen, er verlegt nicht selbst, sondern muß erst ein Blatt und einen Verleger suchen. Um so schwerer fällt sein Vertrauen zu mir ins Gewicht. Ja, ich werde noch einmal mein Ziel erreichen! Alles Gute hat Mühe, sich durchzuringen, und ich habe auch meine Mühe gehabt, aber nun wird alles leichter gehen. Ich werde gleich einen neuen Roman anfangen, und für diesen werde ich, ganz abgesehen vom Ruhm, noch mehr Honorar bekommen. Aber sollte ich auch nur wieder dreitausend Mark bekommen, so wäre es schon eine hübsche Summe, die ich alljährlich verdienen kann.

Herr Nestel vertiefte sich immer mehr in angenehme Berechnungen, und daran schloß sich ganz von selbst der Gedanke der Heirat. Bei der bevorstehenden Einnahme durfte er wohl daran denken, einen Hausstand zu gründen. Er entschloß sich, um Jaquenettas Hand anzuhalten.

Doch seine Liebe war nicht so stürmisch, daß er den Weg der Konvenienz übersehen hätte, und sein Ehrgefühl, durch seine militärische Vergangenheit genährt, schrieb ihm vor, zunächst mit Jaquenettas Vater zu reden. Er begab sich daher zum Professor Mantilla und bat ihn um seine Erlaubnis, Jaquenettas Herz zu erobern.

Der Professor schien ihn zunächst gar nicht zu verstehen. Offenbar hatte

er den Hausfreund noch niemals auf diese Möglichkeit hin angesehen. Als er ihn endlich begriffen hatte, zog sich sein Gesicht zu finstern Falten zusammen.

Was? rief er, Sie wollen mir meine Tochter nehmen? Hätte ich das erwarten können, so würde ich mich wohl gehütet haben, Sie so gastfreundlich aufzunehmen. Die Sache ist mir höchst unangenehm. Fast ein Jahr lang haben wir freundschaftlich mit einander verkehrt, ich habe Sie gern gesehen, und nun soll das mit einemmal zu Ende sein?

Aber es braucht ja nicht zu Ende zu sein, sagte Herr Nestel, peinlich überrascht. Ist es denn ein Unrecht, wenn ich Ihnen den Wunsch ausspreche, Ihre von mir hoch verehrte Tochter zur Frau zu erhalten?

Haben Sie schon mit Saquenetta darüber gesprochen? Natürlich! Was frage ich noch? Das ist eine abgefartete Geschichte, und ich bin der Betrogene.

Herr Nestel war bleich geworden. Ich bin mit der größten Rücksicht verfahren und brauche mir nichts vorzuwerfen, sagte er. Ich komme zu Ihnen als dem Vater zuerst. Ich bedaure, daß Sie solche Ausdrücke anwenden.

So? Nachdem ich zwanzig Jahre lang mit väterlicher Sorgfalt über meinem Kinde gewacht habe, nachdem ich — zwei Dinge sind mir heilig: mein Instrument und meine Tochter. Mir wäre es nicht schmerzlicher, Sie hätten mir meine Amati zerbrochen, als daß Sie sich hier einschleichen und mir meiner Saquenetta Herz entwenden. Für wen habe ich gearbeitet und gespart? Und wo soll ich denn speisen? Sie meinen wohl, nachdem ich mir das Kind erzogen habe, könnte einfach irgend ein Fremder kommen und mir meinen Schatz aus dem Hause holen? Nein, das lasse ich mir nicht gefallen, daß man mir die Stütze meiner alten Tage so mir nichts dir nichts wegholt. Sie meinen wohl, ich sollte jetzt im Restaurant speisen? Oho! Ich muß Sie bitten, mein Haus zu verlassen und nie wieder zu erscheinen. Mit Saquenetta werde ich selbst noch sprechen.

Erlauben Sie! rief Herr Nestel zornig. Erst will ich Ihnen noch meine Meinung sagen. Sie sind ein Egoist und schlagen aller Gerechtigkeit ins Gesicht. Töchter sind nicht dazu da, für immer im Elternhause zu bleiben, Sie wissen das so gut wie ich. Ihre Weigerung ist nichts als Egoismus und entbehrt jedes vernünftigen Grundes. Oder haben Sie vielleicht irgend welche besondern Gründe, gerade mir die Hand ihrer Tochter zu verweigern?

Ich gebe meine Tochter weder Ihnen noch sonst jemand, erwiderte der Professor. Mir steht die väterliche Autorität zu, und die Kinder haben den Eltern zu gehorchen.

Schon wollte Herr Nestel in heftiger Weise entgegnen, als, vermutlich durch das laute Reden aufmerksam geworden, Saquenetta selbst im Zimmer erschien. Verwundert blickte sie vom Vater auf den Bewerber und dann wieder auf den Vater.

Professor Mantilla wandte sich gleich zu ihr. Saquenetta, mein liebes Kind! rief er mit schmerzlicher Bewegung, ist es denn wahr, daß du mit diesem Herrn ein Liebesverhältnis angeknüpft hast? Hast du wirklich deinen alten Vater verraten und verkauft?

Das junge Mädchen veränderte die Farbe, aber ihr Blick blieb ruhig. Was willst du damit sagen? Ich verstehe dich nicht, sagte sie.

Der Herr verlangt dich zu seiner Frau. Hast du ihm ein Recht dazu gegeben?

Zaquenetta blickte mit dem Ausdruck der höchsten Überraschung auf Herrn Nestel, antwortete aber ihrem Vater nicht, sondern gab dem so unerwartet erschienenen Freier einen Wink, sich zu entfernen. Es war, als ob sie sagen wollte, ihr Vater sei ein wunderlicher Mann, und sie könne sich am besten mit ihm allein verständigen.

Herr Nestel ging denn auch hinweg, und zwar mit wesentlich veränderten Empfindungen. Zaquenettas Wert war plötzlich turmhoch gestiegen, und er fühlte sich rasend verliebt. Er hielt in Gedanken lange Straßpredigten gegen Professor Mantilla. Wie? dieser Mann behauptete jetzt, zwanzig Jahre lang für seine Tochter gearbeitet zu haben? Er, der mit der größten Sorglosigkeit gelebt, nur an seine Kunst und an seine Eßerei gedacht und dabei heillos verschwendet hatte, sodaß seine Tochter, wenn sie unverheiratet blieb, dereinst nicht wissen konnte, wovon sie leben sollte? Wahrhaftig, dieser alte Virtuose war ein treffendes Beispiel für die alte Wahrheit, daß der Mensch sich selbst nicht kennt. Sicherlich war Zaquenetta ein großer Schatz. Ihre Umsicht, ihre Ordnung hielt den Hausstand aufrecht, und ihre Kunst im Kochen war für den Vater wertvoll. Aber sollte das Mädchen selbst darüber verkümmern? Je länger Herr Nestel darüber nachdachte, desto mehr liebte er Zaquenetta. Er schwor sich, nicht abzulassen, sondern alle Hindernisse zu überwinden.

Doch tauchten nun auch Zweifel in ihm auf: ob nämlich Zaquenetta seine Liebe auch erwidere. Vierundzwanzig Stunden verlebte er in großer Unruhe — da erhielt er ein Billet von Zaquenetta: sie forderte ihn zu einem Stelldichein am Großen Stern auf. Er begab sich pünktlich dorthin und hatte auch kaum eine Minute auf das junge Mädchen zu warten.

Zaquenetta zeigte sich freundlich, aber ernst. Sie erklärte ihm, daß sie seine Neigung erwidere, was ihn mit seliger Freude erfüllte, sprach dann aber in verständiger Weise von den Schwierigkeiten ihrer Lage. Sie machte den Liebhaber darauf aufmerksam, daß sie, wenn auch die Abneigung des Vaters überwunden würde und er seine Einwilligung gäbe, eine schlechte Partie sein würde. Sie habe von ihrem Vater nichts zu erwarten als eine Aussteuer, keinen Zuschuß zum Haushalt, kein Vermögen. Sie fragte Herrn Nestel, ob er wirklich wagen wolle, unter solchen Umständen einen Hausstand zu gründen, während er selbst doch auch nur ungewisse Einnahmen habe.

Hoch erfreut und voll Eifer sprach Herr Nestel von dem Verkauf seines Romans und von seiner Militärpension. Er sei voll Zuversicht, sagte er, Zaquenetta möge nur auf ihn vertrauen.

Zaquenetta vertraute wirklich, es gelang ihr, die Zustimmung ihres Vaters zu erhalten, und zwei Monate darauf fand die Vermählung statt.

Also Sie heiraten! sagte der junge Geigenspieler, als Herr Nestel sich in der Pension verabschiedete.

Ja, und ich möchte Ihnen denselben Erfolg wünschen. Mir scheint, daß Fräulein von Chestatow —

O, reden Sie nicht von der! Sie ist eine Kanaille!

Wieso? Ich bin in der letzten Zeit wenig hier gewesen.

Sie hat eine Liebschaft mit einem Börsenjobber angefangen. Mag sie! Es ist nicht die erste und wird nicht die letzte Liebschaft sein.

Es thut mir leid, das von Ihnen zu hören.

Mir thut es gar nicht leid, daß es so gekommen ist. Wer berühmt werden will, darf nur die Kunst lieben.

Ich wünsche Ihnen den besten Erfolg.

Und ich Ihnen Glück. Sie haben das große Los gezogen.

Ich freue mich, das von Ihnen zu hören.

O ja, es ist meine aufrichtige Meinung. Fräulein Mantilla würde längst einen Mann gefunden haben, wenn der Alte wirtschaftlich wäre.

Die Damen sagten Herrn Nestel freundlich Lebewohl, namentlich eine große junge Dame, die wegen ihrer Figur ein Engagement als Sängerin gefunden hatte. Doch mischte sich, wie Herrn Nestel schien, ein gewisses Mitleid in die Abschiedsgrüße der Damen, als dächten sie, nun sei ein lieber, guter Mensch verloren und durch eigne Schuld ungewissem Schicksal preisgegeben. Er begriff das nicht.

Das junge Paar zog in eine kleine freundliche Wohnung im dritten Stock eines neuen Hauses unweit des Zoologischen Gartens. Eine Hochzeitsreise machten sie nicht, aus Sparsamkeit.

7

Welche falsche Auffassung war es doch von deinem Hofmaler, mein Liebchen, sagte Herr Nestel einmal während der Flitterwochen, daß er dein reizendes Gesicht zum Modell für einen Vampyr wählte!

Aber er hat Glück mit dem Bilde. Es ist auf der Ausstellung glänzend besprochen worden, und wenn er es auch nicht verkaufen sollte, so erhöht es doch seinen künstlerischen Ruf. Er will es noch nach Dresden, München und Wien schicken. Und du weißt: wenn er es nicht verkauft, ist es unser. Dann hänge ich es dir über deinen Schreibtisch.

Als Kontrast zur Wirklichkeit, mein Engel. Denn du bist mir in deinem ganzen Wesen so klar und wohlthuend! Wie eine holde Fee und dabei die verkörperte Tugend der Wirtschaftlichkeit regierst du das Haus.

Dabei fällt mir ein, sagte sie, wann bezahlt denn dein Agent den Roman? Nicht wahr, das Geld hast du noch nicht erhalten?

Wenn ich es bekommen hätte, so würde ich es dir gegeben haben. Du verstehst besser als ich, mit dem Gelde umzugehen.

Wenn es nur mehr wäre! sagte sie mit einem kleinen Seufzer. Wäre meine gute Mutter nicht so früh gestorben, so hätte mein Vater ein Vermögen sammeln können.

Er hat dafür den Lorbeer.

Er könnte neben dem Lorbeer auch Vermögen haben. Das würde nichts schaden, und er wird doch alt. Aber wann muß denn der Agent bezahlen?

Wir haben heute den 28. Mai. In drei Tagen bekomme ich die dreitausend Mark.

Wir können die ganze Summe anlegen, sagte Saquenetta. Ich komme schon mit den andern Einnahmen aus.

In diesem Augenblicke klingelte es, und das Dienstmädchen brachte einen Brief.

Herr Nestel las, und Saquenetta ging zu ihrem Piano und spielte ein Nocturno.

Herr Nestel las den Brief zweimal, dreimal und steckte ihn dann in die Tasche. Darauf ging er in sein Arbeitszimmer und stützte den Kopf auf die Hand. Der Agent schrieb, die Verhältnisse des Buchhandels lägen zur Zeit so ungünstig, und er selbst habe so viele Verluste gehabt, daß es ihm leider

nicht möglich sei, seinen Verpflichtungen rechtzeitig nachzukommen. Doch hoffe er, später, wenn es ihm gelingen sein würde, den Roman „Strebende Geister“ zu verwerthen, was leider bis jetzt nicht der Fall sei, die volle Summe zu entrichten.

Das ist das Schicksal, sagte sich Herr Nestel. Gerade die edelsten, vertrauensvollsten Menschen, wie dieser wackere Agent, haben den härtesten Stand. Es wäre unanständig von mir, den Mann zu drängen, es wäre auch unklug, denn dann könnte er Bankerott machen, und ich erhielte nichts.

Er griff zur Feder und schrieb dem Agenten, da ihn sein Vertrauen zu dem Roman in diese schwierige Lage gebracht habe, wolle er, Nestel, nicht auf der Zahlung zur bestimmten Zeit bestehen, sondern es abwarten, bis der Roman verkauft worden sei. Und dann wolle er mit der Summe zufrieden sein, die der Agent dafür bekomme, da ihn der Gedanke bedrücke, einen Mann zu schädigen, der Vertrauen auf ihn gesetzt habe.

Diesen Brief schickte er ab. Saquenetta wollte er nichts von der An gelegenheit sagen. Ein unbestimmtes Gefühl, das der Furcht verwandt war und sich mit Zärtlichkeit für die junge Frau mischte, hielt ihn zurück.

Gleichwohl sollte das Geschäft mit dem Agenten nicht in Geheimnis gehüllt bleiben. Denn am Abend des 1. Juni fragte Saquenetta, ob der Agent bezahlt hätte. Sie wundre sich, daß sie den ganzen Tag nichts davon bemerkt habe.

Liebes Kind, sagte der junge Ehemann etwas verlegen, der Agent wird erst später bezahlen. Ich habe darüber mit ihm verhandelt.

Das heißt, du hast ihm die Zahlung gestundet. Warum hat er denn nicht bezahlt? Sei nur recht vorsichtig!

Aber hältst du denn den Mann nicht für ehrlich?

Er ist ein Agent, sagte Saquenetta. Die Leute kenne ich vom Vater her. Ein Agent ist doch unsicher, weil er kein Geschäft hat, worin Wert steckt, und weil er deshalb keine materielle Bürgschaft bietet. Agenten darf man nicht trauen.

Dieser ist ein wohlsituirter Mann, nach dessen Verhältnissen ich mich erkundigt habe, log Herr Nestel. Übrigens ist er auch ein feiner Kenner der Litteratur und ein sehr zuverlässiger Mann.

Aber warum hat er dann nicht pünktlich gezahlt?

Die Zeitverhältnisse sind nicht günstig, sagte Herr Nestel mit wachsender Verlegenheit. Ich will dir aber zu deiner Beruhigung den Brief zeigen, den er mir zuletzt geschrieben hat.

Er holte den Brief, den ihm der Agent am 29. Mai geschrieben hatte. Darin sprach der Agent seine Dankbarkeit für Herrn Nestels kulanteres Benehmen aus, lobte den Roman als eine ganz ausgezeichnete Arbeit, hoffte, daß er noch mehr als die verabredeten dreitausend Mark dafür herauszuschlagen würde, und versprach, Herrn Nestel auch die Hälfte von dem zu zahlen, was er über die dreitausend Mark bekommen würde, außer dem anfänglich festgesetzten Honorar selbst. Dies sollte die Entschädigung dafür sein, daß Herr Nestel von dem Kaufvertrage freiwillig zurückgetreten sei.

Saquenetta las und sah den Gatten mit einem langen Blick an. Sie war blaß geworden.

Du wirst das Geld nie bekommen, sagte sie. Du bist um den Lohn deiner Arbeit betrogen.

Aber Jaquenetta!

Sie gab den Brief zurück, stand vom Sofa auf, ging in das Schlafzimmer und verhielt sich ganz still, sodaß Herr Nestel, der vergebens auf ihr Wiedererscheinen wartete, keinen Ton von ihr vernahm und sich endlich in der schlechtesten Stimmung an den Schreibtisch setzte. Er versuchte zu arbeiten, aber das Gespräch mit seiner Frau verfolgte ihn, und er fing an, sein Verfahren gegen den Agenten zu bereuen. Da rauschte es leise hinter ihm, weiche Arme schlangen sich um seinen Hals, und er fühlte einen Kuß auf seiner Stirn. Gräme dich nicht, sagte Jaquenetta. Es thut mir nur so leid, daß du dich umsonst gequält haben sollst. Ich habe schon so viel vergebliche Arbeit bei meinem Vater erlebt. Das kommt davon, daß du Offizier gewesen und an anständige Leute gewöhnt bist. Sei wieder heiter! Und wenn du meinem Räte folgen willst, so geh morgen zu dem Agenten und laß dir deinen Roman wiedergeben. Aber vergiß den Offizier und sprich mit ihm wie ein Geschäftsmann.

Diese Worte erleichterten und bedrückten zugleich Herrn Nestels Gemüt. Aber er befolgte den Rat seiner Frau und ging am folgenden Tage zu dem Agenten.

Ich begreife Ihre Ungeduld, sagte ihm dieser, und ich bin Ihnen den größten Dank für Ihr großherziges Benehmen schuldig. Wenn Sie darauf bestehen, werde ich Ihnen das Manuskript zurückgeben. Doch möchte ich nicht unterlassen, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß Sie sich dadurch schaden würden. Ich habe eine Anzahl Abschriften von dem Manuskript machen lassen und dafür hundertsechzig Mark ausgelegt. Außerdem sind die Abschriften nicht mehr in meiner Hand, sondern befinden sich in verschiedenen Händen, bei Redaktionen und Verlegern. Natürlich könnte ich, wenn Sie es verlangen, alle Abschriften zurückfordern, aber das liegt weder in Ihrem noch in meinem Interesse. Eine der Redaktionen scheint sehr geneigt zu sein, den Roman zu erwerben, und wir würden uns das Geschäft verderben, wenn wir ihn wieder zurückforderten. Ich wiederhole Ihnen, daß der Roman ausgezeichnet ist. Es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn wir ihn nicht vorteilhaft anbrächten. Denn es giebt allerdings unendlich viel Romane, und die Redaktionen sind überflutet mit Zusendungen; aber das Gute ist äußerst selten, und einen Roman wie den Ihrigen weiß jeder Kenner zu schätzen.

Das Ende der Unterhaltung war, daß Herr Nestel ohne sein Manuskript, doch mit neuer Zuversicht wegging.

Jaquenetta hörte den Bericht ihres Gatten ruhig an. Nur verzog sich ihr Mund ein wenig.

Was sagst du dazu? fragte er.

Ich sage nichts.

Aber was denkst du?

Lieber Karl, ich denke, daß du von Natur nobel und liebenswürdig bist. Das ist dein Unglück.

Mein Unglück?

Nun ja, Liebenswürdigkeit wird immer mißbraucht.

Immer?

Immer und überall.

Aber Jaquenetta! du mißbrauchst doch meine Liebenswürdigkeit nicht.

Wer weiß? sagte sie lächelnd. Habe ich sie nicht vielleicht mißbraucht,

indem ich dich heiratete? Ein Mädchen ohne Vermögen findet nicht leicht einen Mann, wie die Männer heutzutage sind. Aber du bist nun einmal in die Falle gegangen. Nun mußt du aushalten. Deshalb sei nun aber auch auf deiner Hut! Wir haben es nicht leicht, durchzukommen, und du mußt dich mit den Menschen vorsehen. Komm! Sei gut!

Er erwiderte ihre Zärtlichkeit, aber behielt ihre Worte im Gedächtnis, sie waren ein Stachel für seine Empfindung.

Mittags fiel es ihm auf, daß Jaquenetta keinen Wein auf den Tisch stellte. Sie selbst trank stets nur Wasser, aber er war an Wein gewöhnt. Er fragte sie deshalb, aber sie antwortete mit freundlicher Bestimmtheit, daß das Budget die Ausgabe für Wein nicht zulasse, und daß der Wein nach ärztlicher Ansicht auch nichts nahrhaftes habe.

(Fortsetzung folgt)

Schwarzes Bret

Die Konservative Korrespondenz bringt folgenden Erguß:

„Die Heße gegen die »Agrarier« wird in den zu Leipzig erscheinenden »Grenzboten,« die ehemals als eine vornehme und lezenswerte Wochenschrift galten, heute aber total verwahrloßt und auf das denkbar tiefste Niveau gesunken sind, geradezu sportmäßig betrieben. Das Blatt veröffentlicht einzelne ihr zugesandte Aufsätze, die Vorschläge zur Beseitigung der landwirtschaftlichen Notlage enthalten, und die freilich auf ganz kuriose Weise gerade in die Hände der »Grenzboten« gelangt sein mögen. Um diese den »Agrariern« wohlwollenden Auseinandersetzungen abzuschwächen und in das Gegenteil zu verkehren, begleitet sie das genannte Wochenblatt mit fortlaufenden gehässigen Noten, die den Umfang des Artikels selbst fast erreichen. Es ist das ein Vorgehen, das bei einem halbwegs anständigen Publikationsorgan glücklicherweise noch niemals beobachtet worden ist. Die »Grenzboten,« deren Leserkreis fortwährend sinkt, und die um jede Vierteljahrswende um Abonnenten förmlich betteln, versuchen es eben seit einiger Zeit mit Sensationsmacherei. Sie hoffen, daß doch hier und da ein Leser für sie abfallen könnte, wenn ihr Name — wenigstens nicht mit besondrer Achtung — wenigstens öffentlich genannt wird. Wir thun dem »notleidenden« Blatte hiermit den Gefallen und machen auf dessen hegerisches Gebahren aufmerksam. Wir wollen sogar, um den Charakter der Wochenschrift zu kennzeichnen, eine kleine Leseprobe aus einer der erwähnten gehässigen Noten beibringen: »Es hat immer — so heißt es in Nr. 22 der »Grenzboten« — Gutsbesitzer gegeben, die nach jeder guten Ernte geschrien haben, sie gingen zu Grunde, und wäre es möglich, das Doppelte des heutigen Getreidepreises dauernd zu erzwingen, so würden die Führer des Bundes erst recht fortfahren zu schreien, denn sie und ihre Söhne würden das Doppelte im Macao und auf der Rennbahn verspielen und noch weniger reichen als heute.« Man wird gestehen müssen, daß die »vornehmen« »Grenzboten« selbst den Herren Liebkecht und Richter in der Agrarierheße »über« sind.“

Wir wissen nicht, ob der Wahlverein der deutschen Konservativen, in dessen Auftrag die Korrespondenz herausgegeben wird, von diesem geschmackvollen Ausfall auf die Grenzboten erbaut sein wird. Um unsre Leser, die mit den Verhältnissen unbekannt sind, zu unterrichten, teilen wir ihnen zunächst mit, daß verschiedene Parteien sogenannte »Korrespondenzen« herausgeben, die an die Parteipresse versandt werden, um ihr die Stimmung anzugeben, die die Parteileitung in gewissen Fragen verbreitet zu sehen wünscht. Sachlich haben wir zu bemerken, daß es uns ganz erwünscht war, auch solche Stimmen über die agrarischen Fragen in den Grenzboten zu